Die Heiligen

Alfred Neumann

GEORG·MÜLLER·BÜCHER

Alfred Neuman

Die Heiligen

gm

Georg Müller Verlag München

886

Neuman, Die Heiligen



Bücher der Zeit

Die Heiligen

Legendäre Geschichten

von

Alfred Neuman

* * *

Georg Müller Verlag München 1919

1. bis 5. Tausend

Meinem Vater

Denn schonend rührt, des Maases allzeit kundig,
Nur einen Augenblick die Wohnungen der Menschen
Ein Gott an, unversehn, und keiner weiß es, wer?
Und drüber hin darf alles Freche gehn,
Und kommen muß zum heilgen Ort das Wilde
Von Enden fern, und klindbetastend übt den Wahn
Am Göttlichen und trifft daran ein Schicksaal.

Hölderlin

Die Geschichten entstanden während des Krieges
Die Titelzeichnung ist von Hans W. Glaser

D e r E n g e l.

Der Engel Atamas wurde hart gestraft, als er aus der Erkenntnis seiner hunderte Jahre heraus und zu laut sagte: Die Menschen leben vor lauter Sterben kaum! Er wurde an eine Wolke geschmiedet, die dunkel drohend und niedrig über die Erde ging. Dann möge er aufmerken, ob sich seine Weisheit nicht auch umkehren ließe, spottete sein gewaltiger Herr.

Er kam zurück, mit einem Antlitz, das von der Vielheit der Gesichte schwer war wie ein Gewitterhimmel. Er trat vor den Gewaltigen:

– Wer bist Du, Herr?

Der lächelte.

Atamas heulte auf:

– Wer bist Du, Herr, daß Du zu sein wagst!

Der Gewaltige hob böse die Hand.

Der Engel stieß die Fäuste vor seinen Schrei:

– Lüge – – – Lüge – – – Lüge – – alles – –!!

Der Schlag, der ihn vom Hirn bis zu den Zehen aufriß, war furchtbar.

Als er es erkannte, war er schon Mensch. Der letzte Bestand seiner Himmlischkeit schlug in ihm hoch und schuf ihn, weil er mitleidig war, zum Weib.

Atamas mündete in eine Zeit mit bewußten Giebeln, getürmter Gotik und geruhigen Menschen. Der Meister Jakobus sah sie mit schmalen Schritten und einem demütigen Gewand an der Werkstatt vorbeigehen. Seinen fünfundvierzig Jahren gebar sich eine seltsame Sehnsucht. Er ließ seine Geigen und folgte ihr.

Sie sagte nicht nein, redete weniges, sparte mit den Gebärden und ging mit ihm in sein Bett. Sie gab sich unendlich milde und aufgeschlossen, ohne jeden Widerstand und den Lärm des Fleisches. Kaum daß er sie berührte, ließ er von ihr, weinte auf Knien vor ihrem bleichen Ausgestrecktsein und erflehte sie zum Weib.

Als sie, fast die Frage überholend, Gewährung nickte, schwangen die vielen Geigen der nahen Werkstatt in kaum getönten und leise bunten Akkorden. Jakobus richtete sich mit lächelnden Händen auf.

– Heißest du nicht Viola? fragte er.

– Warum sollte ich anders heißen.

– Meine Geigen haben dich lieb. Selbst jene noch nicht Fertigen summen mit den jungen Seelen. Hörst du es, Viola?

– Ich höre alles.

In der Brautnacht kam ein einsames Cello nicht los vom Singen.

Sie sagte niemals nein. Der Meister erschrak vor der zarten und steten Gewilltheit. Er tat seine schwere Güte zwischen sie und dem Tag, stand vor dem mißtrauischen Staunen der Stadt mit breiter Brust und behütete sie gegen die vielen Augen. In den Nächten der Liebe geschahen immer Melodien.

Es kam aber kein Kind, und des Geigners Lippen wurden mählich schmal.

– Wer Seltsames bist du, daß du klingen, aber nicht gebären läßt?

Zuweilen dann wollte er sie zum Trotz reizen, um einen Widerstand an ihr zu erfahren. Doch er versuchte vergeblich. Wenn eine Antwort nichts anderes werden konnte als Widerspruch, dann vergaß sie sie mit freundlicher Demut oder verwandelte sie in zutunliche Geste.

Die Geigen aber, die Jakobus baute, wurden immer reicher an süßen und dunklen Tönen. Die Welt ehrte ihn als den Größten seines Handwerks und gab ihm Macht und Geld.

Der erste Geselle war ein Dunkler aus Cremona und hieß Benedetto. Daß er Viola begehrte, war nicht verwunderlich, wohl aber, daß er sie bekam. Als der Meister an einem Nachmittag nicht zu Hause war, ging er hin und fragte sie mit südlichem Blut um ihren Leib. Jener, die sich kaum besann, läuteten die Instrumente nicht weniger

um ihr Nehmen. Benedetto spie brennende Flüche gegen die flüsternde Werkstatt. Dann aber versank er in den Taumel seines Willens.

Jakobus hetzte früh heim, weil ihm ein furchtbares Echo in den Ohren war. Nahe seinem Hause fühlte er das Summen auch von außen in sich eindringen, erkannte den Klangsinn nur zu gut, stürmte in die sündige Kammer und warf dem Auskeuchenden ein Schnitzmesser in die verschleierte Schläfe. Vor der Frau, die vom Blut des Toten über ihr seltsam helle, schwere, einzelne Tropfen auf dem Haar hielt, machte er halt und verzieh ihr ohne viel Umstände. Denn er konnte gegen ihre groß staunenden Augen keine Anklage zücken. Viola bat mit hilflosen Fingern, den Körper von ihr abzuheben. Der Meister gehorchte, meldete den Gerichtspersonen, er habe seinen aufrührerischen Gesellen in der Notwehr erschlagen, und behielt nach vielen Anzweifelungen kraft des Ansehens seiner Person die Freiheit.

Das Raunen der Menge aber umkreiste dunkler sein Haus und wob um Viola eine Hülle von Haß. Der Meister kreuzte mit mutigen Schritten gegen alle Verfemung, baute in kreisender Einsamkeit wunderbare Geigen und wußte sich an die Frau so gebunden, daß ihm von ihrem Sündenfall nichts mehr blieb als ein Schatten über einem Neulich.

Einmal im Dämmer über die begrünten Stadtwälle spazierend, traf die Blasse den jungen Andreas Sonnenzwey und seinen staunend wünschenden Blick. Sie sah ihn und die schmerzlichen Augen dann täglich zur gleichen Stunde und immer dort. Als seine Lider dunkel umschattet waren und vor ihrer Nähe zuckten, ging sie mit milden Schritten zu ihm.

– Warum sagt Ihr nicht, daß Ihr mich wünscht?

Andreas fiel zusammen.

– Kommt mit mir, sprach sie und ließ ihm die Hände.

– Und – der – Meister –? stammelte er, neben ihr hintaumelnd.

– Wie will er mir verwehren, Gutes zu tun?

Jakobus umkrampfte das harte Ahornholz werdender Zargen, als er die beiden auf der Schwelle sah. Ihr Lächeln fiel in ihn hinein. Er ahnte sehr bleich die Resonanz und biß die Lippen blutig.

– Was soll das! fuhr er hoch.

Viola führte den wankenden Andreas an der Hand in den Raum.

– Er liebt mich und dürstet nach meinem Körper. Er leidet um mich, sprach sie sanft.

– Das sagst du mir?! schrie Jakobus und stürzte mit krummen Fingern gegen des Knaben Hals:

– Bube – – verfluchter –!

Die Frau trat mit reiner Bewegung vor den Gefährdeten.

– Was wagst du, Mann! Was trittst du in den Bereich meines Gewährens! Ich werde mich jenem geben, wie ich mich dir gab und dem dunklen Benedetto und jedem, dessen Not nach mir ich fühle! Um was anderes denn bin ich da?

Jakobus hing mit starren Armen über ihren Worten.

– Bist du mein Weib? stöhnte er.

– Ja; denn du bist Mensch und Mann, wie der hier auch. Du willst mich, wie der hier auch.

Andreas zog flackernden Blickes und mit gepreßten Zügen seine Hand aus der ihren. Jetzt brach er los:

– Hure!!

Viola wich vor dem Wort zurück und sah ernst auf den Meister, der eine aufstöhnende Gambe an dem Kopf des Anderen zerschmetterte.

Dann ging sie aus dem Haus mit einem kleinen Gruß.

Die abendmatten Glocken läuteten Angelus. Den Klostergängen wurden gläubige Schatten. Die Luft war von Gebeten schwer.

Die Nonne Viola lag auf empörten Knien und starrte gegen die Nische des Madonnenbildes.

Hier die Feindin! Wie wagte sie, das Kind zu haben! Sie, die Keinen ertrug! Sie, die Keiner erkannte! Wie wagte sie, unmenschlich zu sein, um den Menschlichsten zu gebären!

– Bin ich nicht gütiger! schrie sie.

Man holte sie zu einem Reitknecht, dem ein Säbel das Gesicht zerspalten hatte. Als seine mißhandelten Augen sie erschauten, wollte er nicht mehr sterben. Er röchelte dem Mitleid entgegen und tastete, als sie sich über ihn beugte, ihre Brust entlang. Sie erschrak vor der Berührung und wich zurück. Doch die Angst in seinem Winken war so groß, daß sie kam und die Hände erduldete.

Wie sein Körper um ein kleines kräftiger war, bedrängte er sie. Seine Wünsche, die er nicht sagen konnte, stöhnte er wie ein Tier. Sie beruhigte ihn, deutete auf die Sonne draußen, auf die gewährende Nähe der Genesung und kämpfte gegen den Widerwillen ihrer eigenen Brust.

Er wartete schwer auf den Tag, da er sprechen konnte, und riß sich die Worte aus dem Mund.

– Schwester – gute, begann er.

Sie schauderte vor dem Dunst von Wunde und Gier, der um den stillen Namen war. Sie litt, weil sie schauderte, und kam ihm mit einem Scherz entgegen. Er sagte:

– Gute Frau –!

Viola fühlte Scham, als würde sie betrügen.

Er sagte:

– Man sollte auf Frauen sterben müssen – –

Sie küßte ihn auf die Stirn und wußte von ihren Lippen, daß er fieberte.

– Ruhig doch, besänftigte sie und empfand Abscheu, daß sie sich freute; denn Fieber gab Abstand, Pflichten und kühlende Tücher, die seinen Blick von ihr nahmen, seine begehrende Stirn und die Tierhaare seines Körpers.

Der Mann hob den linken Arm steil in die Höhe und ließ ihn fallen, hob ihn, ließ ihn fallen; immer wieder. Dann blieb er still und hatte die Hände weit von sich auf der Decke. Er wartete eine kleine Zeit und fragte dann:

– Segnest du mich?

Sie sagte verwirrt Ja.

– Wen liebst du, Schwester?

Sie schwieg.

– Wen liebst du, Schwester?

– Christum.

– Er ist tot.

– Er lebt in vielen Menschen.

– In mir auch?

– Ja.

– Liebst du mich um seinetwillen?

– Es ist meine Pflicht.

Er fuhr auf und stieß die Arme hoch.

Er schrie:

– Was sagst du es mir! Was sagst du es mir! Er ist in mir nicht! Ich will dich haben! Ich bezahle dich gut! Habe Mitleid!

– Ruhig doch, sagte sie mit hartem Gesicht und drehte sich um.

– Ich will reiten!! Reiten!!

Er riß sich die Verbände auf und brüllte Zoten. Sie ging hinaus.

Der Weg zum Kloster legte spitze Kiesel unter ihre Sohlen. Der Himmel drehte ihr grau den Rücken. Aus wirbelndem Staub goß sich Verachtung auf sie.

– Es ist sehr schwer, stöhnte sie.

Dann vermeinte sie, es träte jemand zu ihr und bäte sie um ihre Gunst. Sein Leben hänge von ihrem Körper ab. Er hätte Weib und Kinder und ein Stelzbein. Er wäre durch die Unsinnigkeit kriegerischer Menschen zerschlagen und dürste nach dem Mitleid ihrer Glieder. Sie schüttelte schaudernd seine Worte und häßlichen Augen ab. Er wimmerte: Nur Mitleid! Keine Liebe! Nur Mitleid! Sie wußte sich grenzenlos hart und ging weiter.

Es kamen der Nächste und der Dritte und Andere und Viele. Sie schritt durch eine Gasse der Begehr. Aus der Wand grauer Lüfte stießen sich Männer oder Phantome und fragten sie. Man heulte, bat, forderte und bot. Ihr Weg ging quer durch die sozialen Klassen: sie erkannte Bettler, Bauer, Bürger und Banditen; Pöbel, Polichinelle, Patres und Patrizier. Sie alle waren häßlich, des Erbarmens würdig und widerlich. Staunend lernte Viola menschliche Unterschiedlichkeit und die dumpfe Eintracht ihres Zieles. Schon ahnte sie neue Generationen: ewig Häßliche, ewig Erbarmungswürdige, ewig Widerliche. Ewig wünschend, das Leiden-mit-sich-selbst fortzuzeugen, mitzuteilen und zu vergessen.

– Die Menschen sterben vor lauter Leben kaum. Wer sagte es mir? sann sie. Woher soll ich für die Schwachen das Übermaß der Güte schöpfen, um nicht von ihrem kleinsten Quentlein zerdorrt zu werden?

Vor ihrem starken Nein flohen die Schatten. Einige lachten, Viele fluchten, die Meisten weinten und riefen nach dem Tod oder nach der Mutter.

Viola ging mit freien Schritten. Frohe! Gesunde! Nicht-Jammernde! Mitleidslose! Zu euch!

Vor der Nische des Madonnenbildes blieb sie stehen und sagte:

– Ich bin nicht schlechter.

Schon suchte sie den Meister Jakobus. Er hatte die breite Brust, das scharfgekantete Profil und um ihretwillen gemordet. Konnte sie mit neuer Einstellung nicht hier den Anfang finden, der ihr Richtung gäbe? Hatte sie nicht gelernt? Erfahrung umschwang sie wie dumpfe Zimmerluft. Der himmlische Rest war schlecht geworden und verlangte nach der Erneuung durch den Menschen. Was Mitleid und Gewähren! Man nehme! Man habe weiblich teil an der Empfängnis!

Der Meister Jakobus empfing sie sanft und müde.

– Jetzt endlich hast du Mitleid mit mir, sprach er.

Sie sah ihn böse an. Die Kraft hatte sich von ihm abgeblättert. Er war alt und krumm. Auch fehlten Zähne. Die eingeklafften Wangen durchschnitten tiefe Gruben.

– Jetzt endlich hast du Mitleid mit mir.

Er wiederholte kindisch die Worte. Es war wie Wimmern. Sie schob sich mit gekniffenen Zügen ins Zimmer.

– Bist du krank? fragte sie.

– Ich habe mich nur gebangt.

Und dann nach Sekunden wieder, aus ängstlichen Kinnladen, wie Echo:

– Gebangt.

Sie hockte auf ihrer Wut.

– Nach wem?

– Nach dir, oh, nach dir!

– Bin ich so lange fort?

– Ach, so lange.

– Seit wann?

– Weiß ich es denn?

Er lachte häßlich um die Zahnlücken.

Daß sie nach kurzem Kampf der Körper den Schlafenden erwürgte, reute sie nicht; wohl aber, daß sie sich nicht hatte fangen lassen. Denn das Leben bürdete ihr absonderliche Qualen auf. Sie, die mit ihrem ganzen Körper nach den Aufgebäumten und Breitschultrigen an Seele und Gliedern suchte, fand die Männer und sah, daß sie alle an ihr zerbrachen. Sie, die das Mitleid zusammen mit dem adrigen Hals des Jakobus abgetötet hatte, hörte aus jedem Beieinander die geborstene Kraft und jene flehentliche Bitte.

Sie wurde grausam und unsäglich schlecht. Schon noch als Kourtisane fand sie die Mittel, den Auseinanderfallenden an sich selber ersticken zu lassen. Nach dem Mord an dem Meister über die Alpen geflohen, fing sie den Süden im Blut auf und glühte die andern zu Tode. Dem jungen genialen Maler Baldassare Memi, der an ihrem Leib den Aufstand der Farben und den Strom der Gesichte vergaß, hetzte sie mit zwei Monaten Umarmung die Tränen aus den Augen, wilde Gebete aus der Seele, die Knie ins Flehen und den Körper in den Tiber. Jener blonde Conte Lorenzino, der mit dem Lachen in die Sonne griff und an dem Goldgeflecht seines Giacco die Dolche der Bravi sich umbiegen ließ, wurde hager und flackernd wie ein Augustiner und hing sich auf, als sie ihn, der vor ihrem Schlaf-

zimmer weinend kauerte, mit einem Knaben aus Siena betrog.

Da das Echo von Jammer und Tod stärker um ihr reiches Landhaus ging, wurden die Behörden aufmerksam. Sie flüchtete sich vor der Verhaftung unter die Dirnen Venedigs. Das Entsetzen in ihr und nicht genügende Selbstbestrafung der Männer ließen sie töten. Einige Matrosen verschwanden spurlos. Man hatte sie in der Schenke mit ihr zusammen gesehen und bemächtigte sich ihrer Person. Die Augen des Sbirrenführers taumelten um ihre Knabenhüften. Die kleinste Lockung des Mundes befreite sie aus der Zelle. Ein unsichtbarer Dolch knickte den Posten zusammen. Der Mann trug sie in eine Gondel.

Die beiden flohen in die Lombardei. Das neue Gefühl tiefer Dankbarkeit hielt sie für Liebe. Die Zeit aber lehrte sie, daß er ihr gleichgültig war und an verfemter Krankheit litt. Da er aber nicht klagte und mit breiten Fäusten für sie arbeitete, blieb sie. Auch als sie sich angesteckt wußte. Er starb mit einem Mal und häßlich. Sie stellte sich nackt ans Fenster und schrie, sie hätte ihn vergiftet. Die Richter erkannten nicht ihren Wahnsinn und verurteilten sie. Dem Priester beichtete sie, daß sie ein Engel gewesen sei und nichts Schlechtes gewollt habe.

– Die Menschen leben vor lauter Sterben kaum.

Das zu wissen, wäre ihre Schuld gewesen. Schuld und
Aufruhr. Sie fragte: Ist es eine Schuld? Sie weinte.
Und doch wurde sie verbrannt.
Irgendwo wimmerte es wie von einer Geige.

Der Häßliche

Auf dem halben Wege blieb Johannes stehen, sah auf das Bisher seines Lebens zurück, staunte über die vielen Jahre und bejahte die Welt, als er sein Kindtum ewig erneut in den Kindern und ihren großen Augen wiederfand.

– Ich werde umkehren, sagte er und sehnte sich nach dem Unbewußten; ich werde zurückleben.

– Du aber behältst deine alte Seele, sprach Jemand.

– So werde ich die Schönheit des Unterschiedes mit jedem Atemzug nach rückwärts aufs neue erleben. Was tut es? –

Er traf die Frau, um deretwillen er mit enttäuschten Lippen durch die letzten Jahre geschritten war. Sie hatte blonde Haare und helle Gesten. Ihr weiches Gesicht und rundes Bewegen sprach das große Nein gegen das Häßliche. Sie haßte ihn nicht, aber litt durch ihn.

Er traf sie, wie er eine kleine Weile zurückgeschritten war. Die alte Angst vor dem Vergeblichen wog nicht mehr schwerer als die neue Kraft zu lieben. Er küßte sie auf die Stirn.

– Ich fühle dich wie einen Vater, sagte sie.

Er ging um ein Jahr weiter ins Neulich, suchte sie mit rascheren Schritten, kräftigerem Atem. Er küßte sie auf den Mund.

– Ich fühle dich wie einen Sohn, sagte sie.

– Ist das alles? staunte er.

– Ich fühle mich wie eine Mutter; denn ich sehe kaum mehr, daß du häßlich bist.

Er wandte ihr Gesicht in die Sonne und sah die Ahnung des Alters milde aus jungen Falten aufsteigen.

– Müssen wir uns immer vorbeileben?

– Ich weiß nicht, daß ich fehlgehe; denn ich suche nichts.

Er schritt mit trennendem Gruß weiter. An der Kreuzung des Mannestums und letzter Jünglingsjahre erreichte er den wilden Freund, der sein Ja mit lauten Fäusten in das Leben hämmerte und damals nach Buenos Aires versandt wurde.

– Ich kenne jetzt eine Volte beim Kartenmischen, die mich innerhalb vierzehn Tagen zum Millionär macht! schrie jener.

– Noch immer?

– Träumst du, Johannes? Ich habe noch nie mit Volten gespielt, nur mit unzuverlässigen Systemen.

– Laß mich ein Jahr noch zurücklaufen. Ich kann dich jetzt noch nicht gebührend schätzen.

Er wurde traurig, als er weiterschritt:

– Warum nicht? Warum will ich ihn nicht verstehen, da doch mein Blut hochhüpfte. Wo ist die Hemmung?

Es geschah ihm das Ballhaus. Durch grelle Musik drang er zu einem Mädchen.

– Hast du Geld? fragte die.

– Nein, aber Jugend.

Sie drehte sich um sich selbst, lachte Geringschätzung:

– Für umsonst müßtest du schöner sein!

Er raste zum wilden Freund:

– Gehen wir in den Klub! Ich beteilige mich bei dir.

Nach einer halben Stunde kam er wieder, mit zweitausend Mark in der Tasche. Er winkte dem Mädchen. Sie feixte und blieb. Er hielt das Geld in die Höhe. Sie jagte herbei, zwitschernd, flügelschlagend, brünstig:

– Liebling, wir wollen schlafen gehen!

Johannes schlug sie ins Gesicht, gab ihr hundert Mark und lief davon.

Draußen keuchte ihm der wilde Freund entgegen:

– Vorsicht! Die Hunde haben uns angezeigt!

Und war schon verschwunden.

Sie fanden Johannes unschwer und wiesen mit stechenden Fingern auf seine Häßlichkeit:

– Das muß er sein, der Spießgesell, das ist er!

– Sie irren, meine Herren, ich habe dieses alles noch gar nicht erlebt!

– Leugnen Sie nicht! Sie verschlechtern nur Ihre Lage.

– Die Logik des Herkömmlichen ist wider mich, gewiß. Aber ich bitte zu bedenken, daß ich rückwärts lebe und daß ich unmöglich für eine Tat verantwortlich gemacht werden kann, die ich zeitlich noch gar nicht erreicht habe.

Als der Wahnsinn, er müsse zum Kindtum eingehen, über ihn gekommen war, fanden ihn die Bürger nur verächtlich. Jetzt, nach dem Ungewissen dieses kleinen Betruges, hießen sie ihn schädlich und gaben ihn dem Irrenhaus.

Die Unruhe des Transportes, der Szenenwechsel seines Schicksals und das Unendliche kahler Räume hatten in ihm eine seltsam kreisende Leere geboren. Der reiche Inhalt seines Wahnes war von der neblichten Scheibe grausam überwunden. Nur an ihren Rändern gebärdeten sich einige Konturen und wurden zuweilen unterschiedlich: Ärzte mit flüchtiger Hantierung, Frauen, deren Zwecke milde waren, Männer, die brutal sein mußten.

Und dann viele Säle, Zimmer, Gänge von weißgrauer Gehässigkeit, der Park mit der breiten Einladung listiger Wege, welche Weite vortäuschten; vergebliche Taxushecken, hinter denen drohend Mauern wuchsen.

Wie Johannes endlich zur Ruhe und Äußerung erwachte, hatte er viele Jahre verträumt und war schon Kind. Er tappte mit kleinen Bewegungen durch den Tag und wußte sich doch nicht von allem los, weil ihm ein Rest von irgendwoher zur Schlacke wurde.

Jetzt sah er – mit neun Jahren etwa – den Knaben Thomas, den er mit körperlicher Sehnsucht geliebt hatte. Er fragte zu ihm hin:

– Haben wir uns nicht Treue geschworen? Haben wir uns nicht aneinander gepreßt, wenn es dunkel war und uns keiner sah? So komm doch! So komm doch!
Dann, als ihn die leere Antwort irgendwie verdroß:
– Oh, warum sagst du so oft, daß ich häßlich bin?
Er stieß sich an den Kanten einer Erinnerung:
– Soll ich etwa auch dir Geld geben? Soll ich dich ins Gesicht schlagen?
Er heulte unter dem Wissen, das seine Kindlichkeit zersetzte, und wälzte sich gequält im Staub.
– Thomas! Wir tun Böses mit unsern Körpern und Unsinniges mit unsern Blutschwüren! Das zu erkennen ist der Zweck des Lebens! Warum willst du also weiter leben? Ich weiß ja alles, wie es später kommt! Oh, es ist so furchtbar schwer, immer atmen zu müssen! ... He! He! Was wollt ihr wieder von mir, ihr Weißen und Ruhigen! Was rührt ihr mich an und zieht mich von meinem Freund! – – Sieh, Thomas, sieh hin! Das ist das Weib! Das ist die Frau mit ihrem Geheimnis, ihrer süßen Gebärde und ihrer Unerreichbarkeit! Sieh hin! Nichts als eine weiße Haube und eine weiße Schürze und ein weißes Waschkleid. – – Reiße es weg, reiße alles weg: und du findest das Erreichbare! Hahaha! Das lernst du mit den Jahren! – Und du wirst Glück bei ihnen haben; denn du bist stramm und blond!

Als er jünger wurde, weinte er viel und lächelte dazu. Zuweilen auch drohte er mit der Faust gegen die Ferne und trat zu mutiger Verteidigung vor irgendeine Nähe. Dann wieder lief er grübelnd und stumm durch die Tage und schüttelte mutlos den Kopf.
Schließlich überwand er, ließ sich Tinte und Papier geben und schrieb mit ungelenken Fingern:

An die Erwachsenen!

Wir Kinder klagen an, daß wir zu Euch hinaufgezwungen werden; daß Ihr mit den Vorteilen des Wachstums Wucher treibt und die Erfahrung gewalttätig auf unsre Kleinheit schlägt; daß Ihr uns die Notwendigkeit zu Werden mit nichts anderem beweist als der drohenden Wucht von Zahlen, Jahren und der kantig verzeichneten Formel Menschtum; daß Ihr Vernunft, Ehrgeiz, Sehnsucht, Wollust in die Zukunft züchtet und doch wißt: jede Gegenwart ist mehr oder weniger grausam zu hoch oder zu tief begriffen.
Wir Kinder klagen an, daß Ihr von Liebe sprecht, mit erhobenem Zeigefinger das Gute umrändert, Gott auf jedem Zungenschlag trägt und doch niemals das eine oder das andere oder das dritte erlebt; so erlebt, daß Ihr die Kriege lassen müßtet, keinen Nächsten hungern, keinen Fernen stehlen lassen müßtet.

Wir Kinder klagen an, daß Ihr Euer Kindtum vergesset und niemals auf halbem Wege stehen bleibt oder gar umkehrt wie der Schreiber dieses Manifestes.

Wir klagen, daß wir immer so werden müssen wie Ihr: hassend, zerklügelt, vergeßlich zwischen Gestern und Morgen pendelnd, moralisierend, organisierend, schießend, plündernd, tötend, geschwätzig, rechnerisch, geduckt, gebläht, wissend unwissend – und nur ganz zuweilen menschlich.

Wir verlangen, unter das persönliche Protektorat des lieben Gottes zu kommen, der uns sehr nahe steht, und nur dann zu den Erwachsenene einzugehen, wenn der Schutzherr über unsere Zukunft die genauesten und günstigsten Bestimmungen getroffen hat.

Wir verlangen das Recht, mit dem Leben aufhören zu dürfen, wenn der Schutzherr es ablehnen sollte, die Unterschiede zwischen Kindtum und Erwachsensein auszugleichen.

Johannes schrieb seine Erklärung etliche Male ab – mit krampfig gewinkeltem Zeigefinger und mitarbeitenden Lippen – und befestigte sie an die Wände des Schlafsaales, des Eßraumes, der Korridore und auch an den Taxushecken. Als er sie am nächsten Tag nicht mehr fand (sie wurden immer nur mit Lächeln fortgenommen),

murmelte er freundlich: – Wie viele Städte es noch nicht wissen! setzte sich mit dem Seufzen der Vielbeschäftigtheit an seinen Tisch, schrieb von neuem, verteilte von neuem.

Dann, vor der täglich wiederholten Vergeblichkeit, kam ihm die Angst, er werde in dem kleinen Zeitraum noch zu lebender Jahre nicht fertig. Er schrieb, schrieb, schrieb, schrieb, bald nicht mehr mit Buchstaben, nur noch mit zackigen, zerspreizten, zerfetzten Strichen und Punkten. Als sie kamen, ihn zum Essen zu holen, knurrte er böse wie ein Hund, dem man den Knochen nimmt, brüllte er, weil sie den Tisch von ihm forttrugen, stürzte sich mit gekrallten Fingern auf irgend jemand.

– Er wird bösartig, sagten sie und gaben ihm die Zwangsjacke.

Johannes kreischte wie ein kleines Kind.

Der Prophet

Ihr wurdet rot und schwer
und in der Seele blind,
als wäret ihr nie Kind.
Und zorniglich ward Er

und wurde in mir groß.
Ich aber, wie ein Hund,
kläffte euch Seinen Mund
und war vom Menschen los.

Ich aber, als Sein Wort
und von euch ganz entfernt,
ward glühend aufgesternt
und von Ihm ausgedorrt.

Ich aber schrie und schrie
und stand ihm furchtbar nah.
Er lächeld, Er sah
und gab mir Melodie.

Ariel, der Narr, stand zwischen den Vielen, welche die Tage ihres kurzen Lebens ohne Gott zeratmeten, und war voller Mitleiden. Er liebte sie, deren Gesten vergeblich um Unendlichkeit baten, und hörte zuweilen auf, sich über das einfältige Wechselspiel der Sekunde und des Atemzuges zu freuen, um den schweren Schritt der Anderen, der mit den Minuten Kämpfenden und an den Stunden Vergehenden, traurig lächelnd zu behorchen.

Ariel, der Narr, spielte mit bunten Zeiten, nannte sie Tag und Jahr, warf sie gegen die Sonne und in das weiße Mondlicht – nur in Sonne und Mondlicht – und wußte weise, daß Gott sie freundlich auffing. Er wußte weise von seiner schwingenden Bindung an den Herrn und ging ganz frei, weil er die Bürde seines Menschtums kindlich an den Höchsten hängte.

Wenn er vor seiner Hütte saß und der nahe Abend leise Schatten in den Tag regnete, war er von dem Bild der Augen so erfüllt, daß er das Glück seines Blickes kaum zu tragen vermeinte und mit heiterer Sorgfalt zu den Dämmernissen sah, wie sie – ihm Freund – die Inbrunst der Farben verwandelten; wie sie, um die reiche Schwere der Pupille sanft auszugleichen, ihren bunten Inhalt mit Dunkelheit umkleidete und den umflorten Glanz gütig dem Fall der Lider nahe brachte. Er fühlte dann den gerundeten Tag in sich ausschwingen wie in einem luftenen

Meer von Lächeln, er empfand in sich die Glückseligkeit des Abends, er fühlte sich ihm gleich, ihm Bruder, er spiegelte sich in ihm und glaubte in den Stunden der lautersten Freude: er wäre Abend. Er blickte dann auf die hellen Stunden wie auf schlafende Kinder, die in den Falten seines Mantels kaum zu sehen waren und in der Hut seiner Liebe kaum träumten. Er ging dann mitsamt seinen Pflichten und ruhenden Stunden zu Gott, gab sie und sich in seine Hand, und wußte, bevor er die Augen schloß, daß er und sein Tag aufs neue in den Herrn mündete, der, einsseiend mit der Nacht, ihn aus dem Abend und den Abend aus ihm hob.

Sein Schlaf, wie der eines Kindes, war unbeschwert.

An einem Tag, der in nichts von den gegangenen abwich, fühlte er sich beengt und weinte. Als er sich darob verwunderte und mit hastigen Schritten aus dem Unmut des Augenblicks strebte, sah er die ihn umringenden Gegenstände des Raumes mit verzerrten Konturen: die Wucht des Tisches zerspellte sich in jähe Wellen und stand auf vierfach schlotternden Füßen, die Stühle flohen ihren strengen gewinkelten Linien und hockten zerbeult mit lächerlichen Schatten, die ovale Ruhe des Spiegels buchtete kleine hastige Kurven; alles edel Geformte war nicht mehr.

Bestürzt und verängstigt, hoffend noch, er habe durch das Prisma der Tränen geschaut, stürzte er durch die Tür ins Freie. Er barg, ohne einen Blick zu wagen, das Gesicht in den Händen und beschwichtigte die Augen an ihrer lauen Wärme; dann riß er die Arme zur Seite und blickte mit zurückgeworfnem Kopf breitbeinig trotzend in das Licht. Der Tag war nicht wie sonst.

Die Sonne schien wohl, aber sie brannte häßlich harte Schatten auf die staubige Straße. Und war dieser Staub auf den Straßen immer schon so grau, stickig, höhnend und so grenzenlos zermalmt, daß er in die Lungen schlüpfen kann: feindlich, listig, ein aufgeschüttertes, sichtbares, rieselndes Leid? Waren die Bäume an den Straßen immer schon so schwer von ihm und ganz verfärbt, aufzitternd in

der Pflicht, Baum zu sein? Standen immer schon die Hütten, Häuser, Paläste und Tempel, die Postamente, Säulen, Brunnen und Mauern so jäh und grell im lauten Schein, mit Kanten und Rissen, die unabwendbar sich zum Blick drängen, grausam wie geballte Fäuste und vor Sonne fast finster? Und hier leben sie, die Menschen, hier wohnen sie, hoffen sie! Und wie häßlich sie sind, die Menschen, wie müde vom Tag und rot vom Raffen! Sie haben steile Falten zwischen den Augen und tragen die Brauen gesenkt; sie pressen die Lippen zusammen und beißen auf die Zähne, daß die Wangen hart werden; sie schreiten vorgebeugt und stoßen mit dem Haupt die neuen Sekunden ein, mit den Schultern das Morgen, mit dem Willen das Geschick – – Gott!

Wie sie mir nahe sind, die Menschen!

Als er sich sah, wie er zu ihnen hinschritt und den Männern die Laster, den Jünglingen die Begierden, den Frauen die Lüste, den Mädchen die Süchte mit großen Gebärden vorwarf und sie vor dem Zorn Irgendeines warnte, als er ungeheure Worte sprach und die Gesichte über ihn kamen wie hohe Wellen, – dann erst merkte er, daß er nicht mehr war. Er fühlte sich besessen und so ganz und gar von jenem Andern ausgefüllt, daß ihm der eigene Atem geliehen schien. Wohl wissend, wessen Mund er zu sein hatte, und so weit aus dem genommen, was in und um ihn war, schrumpfte seine Seele ein, ließ allen freundlichen Inhalt von gestern, wurde ein Quentlein Bitterkeit und Sehnsucht und vergaß Gott, dem sie diente. Das Hirn aber, in den kurzen Stunden des Schlafes frei von ihm, vergaß nicht, sondern haßte.

Er wurde häßlich, bebartet, zerklüftet, rauhtönig: zwangvolle Ekstase. Mit groben Gesten und Gewändern schlug er sich zwischen die Menschen und predigte, scheltend, verheißend, zum Glauben aufdonnernd.

– Wehe! Er ist ein Prophet, riefen sie und mieden ihn.

– Warum sollen sie nicht sündigen! stöhnte er im Schlaf und allein.

Da sein Ungestüm in immer strengeren Flammen zum Himmel steilte, wurde er ein Verhaßter. Sein Anblick schuf Flüche, Bestürzung und rasche Flucht: Man drohte

ihm, und wo er hintrat, war Leere. Man verschloß ihm die Läden. Er hungerte.

In einer Nacht schrie er, daß er nicht mehr wolle. Warum die Menschen martern, die er liebe! Warum die Sünden zerreißen, die er ersehne! Warum einsam sein, wo er Gemeinschaft wünsche! Ich bin vergeblich, Herr; denn sie hören mich nicht mehr! Ich friere, weil sie mich nicht kleiden! Ich habe Hunger, Herr!

Am nächsten Tag schritt er auf den Berg, der die Stadt beherrschte, und brüllte über sie hin, daß die zitternden Menschen überall an seinen Worten wankten und das ganze Land ein gewaltiger Tempel wurde. Er endete, ging abwärts und pflückte von gemeinen Ebereschen dürre Beeren, die in seinen Händen köstlich wurden und ihn nährten. Der frische Wind nahm ihm die letzten Lumpen. Doch er lachte und fror nicht; denn er ward dicht behaart wie ein Tier.

Über den Weg lief ihm eine Frau, die schön war und es wußte. Sie sah ihn, der weitgesichtig über ihren Schatten trat, mit starkem Blick an: voller Abscheu, staunend und doch fast schon als Geliebte.

In den Nächten, die kamen, wurde sie ihm offenbar, an Gestalt, Blick und Wünschen. Er litt zwiefach, haderte mit Gott und verlangte nach dem Weibe. Es kam zu ihm, in dem Schweigen einer Stunde, schwer von Neugierde

und dem Willen zu gewähren. Als er sie nahm, in Traum, Empörung und Brunst verklammert, ahnte er, daß er tötete.

Man fand sie neben seiner Hütte: schwarz, unkenntlich fast, wie aus einem Brand.

Er predigte mit lichter Stirn gegen die Wollust.

Der glimme Funke seiner Seele rang nächtens noch einmal mit Gott, hell geworden wie ein Fanal, weit über den Menschen, und verlosch dann. Es war nach dem Tag, da das Weib an ihm verbrannte und das Volk zwischen Gebeten: Mord! zischte. Man hatte ihn mit starrer Ehrfurcht fast gewürgt und mit solchem Abstand zu ihm aufgesehen, daß ihm der Puls für Minuten lauter schlug als der Atem Gottes. Wie im Krampf hatte er die Rechte durch die Luft gepeitscht und das eiserne Kruzifix über den Köpfen der Hörenden verbogen. Er lachte grell und mit verzerrtem Mund, an eine unerhörte Lästerung gedrängt, die er nicht von sich los schreien konnte. Dieses alles wahrzunehmen war keinem der Vielen gegönnt; denn sie sahen das Kreuz gerade, streng gespreizt und schwarz über seinen rauhen Worten.

Zu Hause aber drückten die Balken niedrig auf ihn und drohten. Er preßte die Schultern breit gegen den schweren Raum und die schwarze Luft, schlug das Kruzifix wie eine Axt in die Decke, schnellte wilde Fäuste die Wände entlang.

– Wo? Wo? Wo? schrie er.

Die Empörung wurde groß in ihm. Er ward gewaltig. Er trat aus sich heraus und brandete als Schrei über die Stadt auf den Berg; predigte unsägliche Revolten und brüllte Kampf steil in den Himmel. Er riß eine böse

Fichte aus der Erde, entzündete sie an sich, wang ungeheure Kreise in die Luft und ließ den Strom der Funken an dürre Stämme gehen. Als der Berg an seiner Kuppe brannte, stand er, glühend wie ein Stein, über den Flammen und segnete, die Hände über sich beugend gleich einem Toren, mit hoher Gebärde seinen Scheitel.

Da wurde der Umkreis des Blickes falb, weil der Morgen schon nahe war. Das Flammenrot des Berges starb leise. Aus den Rändern der Welt atmete unendlich zart das Lächeln Gottes. Die Frühe kam und siegte für den Tag. Weites Licht regnete überlegen und mitleidig auf den kleinen Aufstand und den kleinen Brand des einen. Menschen glitten mit guten Augen aus den Häusern und sprachen:

– Es war ein schweres Wetter.

Ariel barst über seine Jahre hin und fiel müde, schon Greis, auf die Erde.

Da er alt, milde und voll sanfter Worte geworden war, kam das Volk zutraulich, liebte ihn und seine Bestimmung. Es saß in heiterem Halbkreis um ihn und hörte gefälligen Trost, Weisung in unabänderliches und vor Gottnähe fast schon gutmütiges Sterben, leichtes Warnen, kaum mehr Tadel und die entrückte Weisheit der Greise. Er sprach nie am Tag, nur in der Dämmerung; und das Licht wich ehrfürchtig vor der Weiße seiner Haare und seiner Bilder. Mit hellen Händen hob er die Pflichten und Mühen aus den Hörenden, schenkte ihnen Muße, das Bewußtsein des Abends. Die gütige Anmut seiner Sprache verhüllte das Geräusch des Täglichen, Härte und Schärfe des gewöhnlichen Lautes, Brutalität der Geste; beschloß grelle Farben, Geschäftigkeit, häusliche Sorgen in geruhiger Feier, erlöste die Falten der Stirn, die Kerben der Mundwinkel: und die Menschen lächelten alle.

Sie blieben heiter auch, als sie – später – den Uralten nicht mehr verstanden: denn jener, der nicht starb und die Generationen überlebte, sprach mit Worten, die den Nachgeborenen wie die Rätsel gedunkelter Bilder schienen. Es kam eine Zeit, die Heiliges und Närrisches zu gleichen Teilen aus ihm hörte und es gut so fand. Er wurde vergnügliche Religion, ein Mittler zu Gott, der angenehm gebrauchbar und lustig war.

4*

So blieben die Menschen gläubig.

Zu ihnen und ihrem Erstaunen sprach er an einem Tage, der nicht mehr fern von der endlichen Stunde seiner Abberufung war, diese Worte:

– Meine Freunde! Warum nicht sollte ich euch tanzen? Wenn mich meine Erfahrung nicht trügt, würdet ihr dann im Ballettschritt zu Gott einhüpfen. Und wie ihr recht hättet! Denn lernt es von mir, daß den Lebenden alle Gangarten gestattet sind, um zu sterben; um wieviel eher noch, um fromm zu werden. Man mache es sich leicht! Ich trug das Leben freudig, als ich nur mich selbst zum Herrn trug; ich litt, als ich mich und Gott zusammen zu den Menschen trug, und ich lebe heiter jetzt, da ich die Menschen zu Gott durch mich zu tragen berufen bin. – Ihr staunet über meinen Egoismus, der einem Propheten schlecht ansteht? O meine Kinder, ihr irrt! Ich bin nicht Ich! Ich bin ein Kompromiß! Denn als ich gegen den Herrn revoltierte und mit leichter Morgenröte von ihm geschlagen wurde, nahm er von mir das Quentlein Persönlichkeit, das noch in Schlaf und Manneskraft war, und stellte mich als Neutrum zwischen sich und euch. Denn er ist klug und wußte, daß die Ekstase – euch Schauder und Disharmonie – mich verläßt, wenn ich vom Menschlichen ganz frei bin. Denn Gottes Wort verträgt sich nicht mit Irdischkeit und ihrer Äußerung; man muß Ding

sein, um es schlackenfrei zu tragen, ein Gerät seiner Hand, ein Stern, ein Blick, ein Duft, ein Ton! Was tun? – Ich ward zum Ding, Gerät, zur Stufe, zum Durchgang. Und warum? – Damit ihr es euch leicht machen könnt! Damit ihr mich durchschreitet, betritt, gebraucht, benutzt, um bequem und mit Harmonie zu der Notwendigkeit des Gottes oder des Todes zu gelangen. Bequem und mit Harmonie ...! Gott oder Tod ...! Daß ihr lebendig nie begreift, wie unsagbar töricht die Mittel zu diesen Zwecken sind! – – – Töricht? Ist Torheit nicht die Sonne, die über den Spielen der Kinder strahlt? Ist Törichtsein nicht die Gnade, die Menschenwege zuweilen freundlich scheinen läßt? Ist meine Bestimmung nicht göttliche Torheit, daß sie Melodie mit Gott und Glauben mit Tod verbindet? Oh! ich sage euch: segnet mich und den Herrn, daß ich die unsichtbaren Schellen an der heimlichen Kappe trage!

Die Menschen lachten viel und priesen Jehova.
Uriel, der Narr, spielte mit bunten Seelen, nannte sie eines Mannes Gebet, eines Weibes Gebet, warf sie gegen die Sonne und in das weiße Mondlicht – nur in Sonne und Mondlicht – und wußte weise, daß Gott sie freundlich auffing.

Das Mädchen Maria

Derhalben sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig.
Ev. S. Lukas 7, 47

Das tägliche Leben und das laute Licht hatten durch achtzehn Jahre Furcht, in die Nähe ihres Atems und ihres blassen Bewegens zu kommen.
Dann zogen die Eltern mit sorglichen Griffen den Vorhang zurück, der vor der Sonne und ihrem Schicksal war, und ließen den Mann sehen und eine grausame Forderung ahnen.
Si ah in ein gutgeschnittenes Gesicht und auf den erregenden Zweig östlich lockender Orchideen. Sie dachte an die laue Wollust einiger Traumnächte, an die unendlich glückselige Möglichkeit des Kindes, und nickte.
In der Nacht der Hochzeit schlug sie dem Mann zwischen die Augen, wartete, im Nebenzimmer sich einschließend, zitternd auf den Morgen und sah, als der Flehende drüben müde von der Tür ging, aus dem Dunkel einer Wand drei Schatten auf sich zukommen.
Sie erschrak nicht, sondern sagte leise:
– Ich heiße auch Maria.
Die drei Marien – die Madonna, die Magdalena und die von Ägypten – schritten, immer körperlicher werdend, bis in die Mitte des Zimmers. Dort blieben sie stehen

und blickten auf das Mädchen, das in einem tiefen Sessel saß und vor ihnen sehr klein schien.

– Ich litt am Manne nicht, sprach von ihnen eine.

– Mich erlöste ein Mann, sprach die zweite.

– Mich erlöste eine Wüste, sprach die dritte.

Das Mädchen flüsterte:

– Ich bin noch nicht so weit.

– Du bist weit genug, Maria; denn du liebtest nicht.

– Liebtest denn du, Madonna?

– Ich, Kind (sie lächelte), brauchte es nicht.

– Und warum nicht, Madonna?

– Weil ich die Weltenliebe gebar.

– Doch dich, Magdalena, dich berührten doch Männer?

– Mich berührte nur einer, und ich weiß nur ihn, der mich das Neulich, das schwankend rot war wie eine umschleierte Flamme, hat vergessen lassen.

– Doch, Ägyptische, warst du nicht eine Dirne?

– Die siebenunddreißig Jahre am Jordan rührten so lange an mir, bis ich heilig wurde.

– Wie jung du aussiehst!

– Oh, ich bin alt! Du nur siehst mich mit Augen, die nicht alles sehen: nicht alles Menschliche.

Das Mädchen stand vom Sessel auf und starrte auf die Marien, die sich in nonnenhafte Strenge blaßten. Sie ging langsam und ängstlich nach rückwärts, bis sie an die

Wand stieß. Dort lehnte sie sich an, und den geduckten Körper zwischen den tastend ausgestreckten Armen, litt sie unter den steifen Blicken der drei.

– So sagt mir doch, ob der gebende Mann die Liebe ist! flehte sie. Sagt mir, ob das Gewähren Liebe ist und nicht eingesenkter Schmerz! Sagt mir, ob Liebe Schmerz ist und Schmerz Kind und Kind wieder Liebe und wieder Schmerz!

– Wir wollen unsere Pflicht tun, sagten die drei; denn sie hat einen langen Gang vor sich, morgen.

Sie nahmen das Mädchen, gaben ihr und einander die Hand.

Also stehend sprach die Madonna:

– Ich weiß ein Märchen. Vielleicht könnte eine Frau es erdacht oder erlebt haben. Fast wohl wäre ich es gewesen. Vielleicht aber bist es nur du.

Da die Sonne der Frühe sich in den Vormittag hob, hörte das Kind auf zu spielen, richtete sich hoch mit ernstem Blick und ließ die bunten Bälle des Morgens zu seinen Füßen. Auf dem Wege zum Haus sah es einen Birkenbaum, der seinen Frühling in Höhe und Farbe drängte und seine Inbrunst jedem Blick und jedem Sinn gab. Der Baum ahnte in dem Kinde viel und rührte an ihm mit leisem Duft. Das Kind atmete ihn ein, fühlte

schmerzlich die Brustwarzen und weinte zu Hause. In der Nacht, zwischen schweren und süßen Bildern, geschah ihm das rote Mysterium. Aufwachend lief es zur lächelnden Mutter; scheu, voller Staunen und schon Mädchen. Es hieß Maria.

Der Birkenbaum sprach:

– Liebst du mich, Maria? Du schuldest mir Liebe!

Sie sagte: Ja! und preßte die jungen Brüste an den Stamm.

Der Birkenbaum sprach:

– Du mußt dich mir hingeben, Maria!

Sie sagte:

– Was ist das? Und warum das, da ich dich doch liebe?

– Oh! zitterte der Baum, Hingabe ist der Liebe endgültiger Sinn, aufgesonnter Anfang, Schale und Werden! Hingabe ist der Welten Postament und meiner Blüten Zweck und Ziel. Ich lasse meinen Samen mit dem Winde spielen und ihn so frei um mich herumtragen, daß ich nicht weiß, wie vieles ich befruchte, und nur den Rausch habe, inmitten eines Reigens von Lebenshoffnungen zu stehen. Jetzt will ich in dich allein meine große Sehnsucht schütten und deine große Fruchtbarkeit ahnen, wissend, daß du mich liebst!

Das Mädchen wurde furchtsam:

– Ich weiß nicht, ob ich dich genug liebe, um so vieles empfangen zu können? –
Doch sie kam nackt des Nachts und bot sich ihm dar. Aus dem Baum trat das Männliche und umfing sie mit schwer hängenden Zweigen.
Sie aber schrie:
– Du schmerzest mich!
– Dulde! Dulde! Denn du sollst tragend werden!
– Ich will nicht, weil du mir so fremd bist!
Doch der Baum tat ihr Gewalt an und zeugte in ihr den Frühling für die Menschen.
Sie ging schwer einher, trug böse die Hoffnung und gebar hassend die Liebe. Den Menschen aber schlug eine Flamme entgegen und sie fühlten einander zum erstenmal, sahen sich in die Herzen und reichten sich die Hand. Nur das Mädchen Maria stand kalt vor der Glut, die sie gebar, und rief, daß es Dezember sei. Als die Leute in die warme Sonne lachten, wurde sie wild vor Gier nach irgendeiner Nähe und schenkte sich jenem, der auf sie zukam.
Es war der Tod.
Der aber, sie umarmend, merkte, daß sie eine Unberührte sei.
Er sprach:
– Liebst du mich, Maria? Du schuldest mir Liebe!

– Ja! Denn es sagte auch der Baum.
– Du mußt dich mir hingeben, Maria!
– Nein, nein! Denn mich schmerzte schon der Baum!
– Oh! zitterte der Tod, Hingabe ist der Liebe Ein- und Ausklang und der Menschen Ein- und Ausgang. Hingabe ist alles Lebens Bestimmung und Hinnahme die meine. Ich nehme selbst dich, die du leer geblieben bist.
– Ich gebar die Liebe.
– Nein! Die Liebe gebar sich von dir und ließ dich kalte Schale Haß. Ich begehre dich, um dich mit mir auszufüllen und dich auszugleichen.
– Kannst du mir einen Inhalt geben?
– Ja. Voller Schmerz zu sein.
So ging sie: Liebe hoffend.

Der Madonna Hand, welche in der des Mädchens lag, löste sich mit dem letzten Wort; und als Maria den Kopf hob, sah sie nur noch die beiden andern. Sie stand zerbrochen in dem zerbrochenen Kreise.

Die Magdalena sprach:

– Ich weiß das zweite Märchen. Vielleicht könnte ich es erdacht oder erlebt haben. Vielleicht könnte ich es sein. Vielleicht aber nur du.

Die Straßen waren dunkel von Schatten und Furcht; der Hunger ging um und der Feind; gescheuchte Einwohner vertropften sich vor dem schütteren Erztritt breiter Soldaten in die Spalten der Häuser.

Das Mädchen, das unsäglich leidvoll schrie, als ihr zwei rote Fäuste an die Brüste und den Leib griffen, hieß Maria. Der Krieger fluchte und warf sie fort.

Das Mädchen aber, von neuen Griffen angerührt, staunend über die Männer, die über ihrem Schreien keuchten, und fast beschämt, wenn die Hastigen sie signalhörig beiseite schoben, folgte ihrem trittwuchtenden Vorwärts. Müdigkeit und die Angst, im eisernen Trubel zermalmt zu werden, zwangen sie zum Troß zurück und zu den Lagerdirnen.

– Was will das Püppchen? fragten jene mit den breiten Hüften und der erprobten Bereitwilligkeit.

Da der Maria schmales Mädchentum nicht genug Gebärden kannte, um sich und ihren Zweck den andern gell aufzuschließen, kam schon der Haß. Man kreiste in peinlicher Bindungslosigkeit um sie und zeigte sich mit häßlich fingernden Worten das Magere oder Reizlose. Man lauerte auf die kleinen Lächerlichkeiten des Hungers oder der Notdurft, schlug über sie dann böse kurze Wellen Schmähung und steigerte sich keifend ins Unduldsame. Als die Nacht kam, das Lager, die Lüste, die Pflicht des Gewährens, rotteten sich etliche Frauen zusammen, um den Haß gegen die Fremde in Plan und Strafe auszuschütten. Nach Fetzen heißer Rede und schlimmen Lachens packten sie sie und warfen sie vor den aussätzigen Hauptmann, der die Schmach seiner Krankheit tückisch umhertrug.

Es fragte das Mädchen Maria empor:

– Ist es Liebe und ist sie groß dann, wenn ich mich jenem gebe?

Sie hörte das Ja.

Der Aussätzige aber ward rein, da er sie berührte.

Doch sie schüttelte der Ekel, daß sie sich nach schweren Schreien an der hellen Flut der Haare hochriß und mit weißen Gliedern durch die Lagernacht schnellte.

Ein schläfriger Soldat schoß ihr den bereiten Pfeil in den Rücken, glaubend, es sei ein Deserteur.

Nicht mehr staunend, daß sie nur noch die eine, die Ägyptische, neben sich fühlte, und doch noch zur kleinen Abwehr stark genug, stemmte sich das hörende Mädchen mit ängstlichen Handflächen gegen die Letzte. Sie möge schweigen; sie möge das unentwegt Grausame der gesprochenen Worte nicht vertiefen oder dahin vollenden, daß der Sinn der Liebe nur jenseits alles Atmens einzusehen wäre.

– Wohin denkst du, lächelte die andere, und was glaubst du vom Tod, daß du ihm so viel Wissen geben möchtest? Als ich starb, wollte ich Ruhe nur. Ruhe vor den kleinen Erregnissen der Sünde und vor den großen des Heiligseins. Ich stand hoch aufgerichtet über einem flachen Land, hoch wie ein Turm, hoch wie die Spanne eines mutigen Blicks, und fühlte die Wehen der Erde lau um meine nackten Knöchel. Ich wuchs, wuchs und kam so weit, daß ich eine Stimme hörte:

– Ziehe deine Füße aus der Erde!

Ich sprach und verwunderte mich meines Tones:

– Ich kann nicht, da ich heilig bin.

Um meine Füße wurde es heiß, daß es mich schmerzte. Die Verehrung der Menschen brannte und ließ mich nicht vergehen und zog meinen hohen Blick hinab, so daß ich wieder sah. Ich rief:

– Ihr brennet mich!

Die Menschen:

Warum sollen wir dir nicht nachatmen, die du am Strom deine dirnenheißen Stunden fortkühltest?

Die Stimme:

Ziehe deine Füße aus der Erde! Denn die Bindung mit den Menschen heißt Liebe und ist körperlich. Und du bist ein Weib!

Die Menschen:

Maria von Ägypten! Mädchen Maria! Schuldig Unschuldige! Berührte Reine! Sühnend Versöhnte! Erhobene Geliebte! Gib dich uns hin! – – Denn wir wollen beten!

– Wofür dieses alles? stöhnte ich; wofür der strenge große letzte Teil meines Lebens, wenn ich immer nur Lockung bin? Wofür mein Betteln um Gott, wenn mich mein Geschlecht göttlich und menschlich zugleich macht?
Die irdische Lohe griff schon über das Knie. Ich wurde klein und lächelte nahe.
Dann erst starb ich.

Weine, Mädchen Maria; denn es ist das dritte Märchen, das ich vielleicht war und du niemals sein kannst.

Der Morgen wußte, daß er geahnt wurde.
Eine morsche Frau schritt an dem müde und doch frech genug blickenden Portier vorbei auf die Straße, die grau und unerbittlich war.
Die Leiche fand man vier Tage später an dem Stauwerk einer nicht weniger unerbittlichen Kanalschleuse.
Der Ehemann und der Polizeiarzt rieten auf Gemütskrankheit

Fra Girolamo

Ein Gespräch

Aus neblichtem Raum härten sich die Konturen eines Lebens, das war. Mut, Schmerz und Vergeblichkeit umläuten mit starken Farben die Seele Savanarolas. Sein Bild – vor lauter Echo fast schon körperlich – wandelt über die Szene einem Weg zu, der aufwärts führt. Die Bewegung stockt wie aus jähem Zweifel. Eine Flöte schwingt ihr Mänadenlächeln über den erstaunt nach rückwärts Sehenden. Aus buntem Kichern ringsum und dem unterdrückten Lachen naher Wesen trennt sich ein elastischer Schritt, um den es wie silberne Sporen klingt. Auf dem anderen Pfad, der, der Menschenseele fern, scheinbar aus der Tiefe mündet, regnet Mondlicht. Geigen umfangen sanfte Frauenstimmen.

Luzifer, an Gestalt, Schönheit und Kleidung gleich jenem jünglingshaften Unbekannten des Bartolommeo Veneto, steht dort, unter dem Triumphbogen der Töne und bleichen Farben. Er hebt die sanfte Hand, als ob er segnete, gegen Girolamo, der nicht flieht, wie es sein Körper getan hätte, sondern ohne Abwehr, nur müde stehen bleibt.

Luzifer

Laß mich dich begrüßen, Bruder.

Savonarola

Was habe ich getan?

Luzifer

Genug des Mutigen und Nutzlosen, daß ich dich sympatisch nennen darf. Genug des Gegensatzes zu dem, was du und dein Gott wolltest, daß ich dich Bruder nennen kann. – Kleiner Bruder! So vieles kleiner noch als jener Frühere und Rührendere, der mich ausschlug um des erlittenen Gottes willen und den sie Jesus heißen.

Savonarola

Wie seltsam, daß ich weiß: du lästerst nicht!

Luzifer

Ich lästere nie oder immer; denn ich weiß kein Gegenteil. – Du aber wirst mich noch mehr begreifen; denn man hat dich gehenkt und verbrannt, Fra Girolamo. Gehenkt und verbrannt! Das ist viel; selbst für einen Häresiarchen! – Christus ward nur gekreuzigt.

Savonarola

Herr, quäle mich nicht mit dem Gleichnis; denn es macht mich lächerlich!

Luzifer

Warum lächerlich? Wer ist lächerlicher: der um Liebe oder der um Haß stirbt? Wer von zweien ist lächerlicher, wenn beide töricht sind und das Gute wollen? – Euch trennt nur eins.

Savonarola

Uns trennt das Ungeheure zwischen Gott und Mensch!

Luzifer

Nein; denn das bin ich: die Bindung. – Euch trennt nur eines, das wohl ein Ungeheures umschließt. – Sieh in die Spiegel meiner Augen!

Savonarola

Ich sehe mich, wie ich war.

Luzifer

Ja! Du siehst Häßliches! Du siehst Fanatismus, der sich über Eifer, Zorn, Haß, Ekstase zur Raserei steigert! Du siehst deine Züge krumm und verzerrt, geschwollen und geifernd, weil sie Nein sagen! – Kennst du das Antlitz Christi?

Savonarola

Herr!!

Luzifer

Jener war schön. Fast so wie ich. – Darum auch sprach

er süße Worte. Darum auch hing er am Kreuz, zur Göttlichkeit aufbrennend in Leid und Größe. Dich Unschönen aber würgte man über dem Scheiterhaufen in nichts als kleines Märtyrertum.

Savonarola

Was brauchte ich Schönheit in dieser Zeit, die Schönem wie in ihren brokatnen Gewändern einherschritt? Was brauchte ich sie, der ich sie zu bekämpfen berufen war? Bargen nicht die Falten ihrer weichen Pracht alle Laster, alle Begierden, Lüste, Mord und unsägliches Schlechttun? Rast nicht neben den Schatten neugewachsener Kathedralen, aus dem Weihrauch neugeweihter Altäre, aus den Tönen runder Terzinen, dunkler Gamben, heller Bilder unerhörte Sünde zwischen Vater und Tochter, Bruder und Schwester, Mutter und Sohn? Blitzt nicht an weichen Handgelenken, zwischen Kuß und Kuß und hinter dem Siegel eines Namenszuges Tötung? Wuchert nicht zwischen den Kirchenbänken und den Gebeten Unzucht? – Was brauchte ich Schönheit?

Luzifer

Was weißt du vom Laster, Savonarola? Was weißt du von der Schönheit? Von der Wollust? Was maßest du dir Berufung an, der du nichts als fromm bist! –

Der Heiland war schön und umhellte mit seiner Klarheit alle Laster und Schatten der Erde. Er war vergeblich; denn er liebte. Aber er war nicht fromm; denn er wurde über die Welt hin und an die Ewigkeit gekreuzigt. Nicht als Mensch oder als Gott, sondern als Ziel! Vielleicht *war* er gar nicht, Savonarola! Vielleicht ist er der Mythos des Gefühls oder die köstliche Ahnung eines überreichen Augenblicks Und zu was auch brauchte er gewesen sein, da sein Zweck so wenig oder so viel an das Lebendige gebunden ist wie der gültige Ablauf von Tag und Tag. Zu was auch, da er dem täglichen Menschen in der Unfaßlichkeit liegt, dem Weisen in der Sonne, dem Auserwählten in der Zukunft, dem Narren und dem Kind im Lächeln. Zu was auch, da sie den Hauch seines Wesens in den wenigen Stunden atmen, wo sie menschlich sind und sich liebend vergessen.

Savonarola

(über des Andern Hand)

Daß sich solche Worte aus dir finden!

Luzifer

Ich bin nicht Savonarola.

Savonarola

Herr, mich peitschte Gott, daß ich sie peitsche! Mich schlug

die Zeit, daß ich sie schlage! Daß ich schlage – wissend, wissend, strafend! –, bis mich das Zuviel an Richtersein selbst erschlug. Was kann ich gegen euren schönen Zweifel, ob der Heiland war? Was bin ich, daß ich es bewiese? Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! Ich weiß nur, daß ich war, hart, ein Mahner, ein Rächer! Nennt mich Rächer, Herr, nennt mich Krieg! Denn ich sah das zu Bekämpfende. Sah es mit meinem Leben, meiner Zeit und der Stimme in mir. Denn ich ermaß den Haß der Spannung zwischen Gut und Böse. Ich war so sehr das Gewissen aller, daß ich sie arm machte vor sich selber. Sie hatten Angst vor den Möglichkeiten meiner Mahnung und gaben sich Ohrfeigen, bevor sie Küsse tauschten, und liebkosten sich, bevor sie sich prügelten.

Luzifer

Sehr wohl, Savonarola! Du saßest in deiner Menschheit Blut und schiedest aus, da sie menstruierte. Du warst einen Augenblick lang Widerstand, verwirrtest einen Augenblick lang die wundervolle Mechanik des menschlichen Gleichgewichts und wurdest zwiefach getötet, als das unbarmherzige und urgesunde Gewissen der Irdischen über dich zusammenschlug. Wenn Gott so verneinend ist, daß er einen Savonarola ausfüllt, dann müßte ich mich schämen, Satan zu sein. Doch ich will weder ihn noch dich

Lügen strafen, weil eure Wechselseitigkeit auf einem Irrtum beruht. – Was ist dir Gott? – Ein erhabenerer Moses, der deinen Horizont mit Gesetzestafeln pflastert. Eine wandelbare Funktion, die sich vom Drohen des Zeigefingers bis zum Peitschenstiel zu strecken vermag, vom Schlag der Zunge bis zum Henkerbeil, von der Sonne bis zum Scheiterhaufen. – Was glaubst du ihm zu sein? – Mund, Gebärde, Laut, Lob, Strafer, Nachrichter, Peitschenschnur, Donner seinem Blitz, Echo seinem Schatten. – O Irrtum über Irrtum! Täuschung über Täuschung! – Denn wisse: Gott ist nicht. Nicht wie die Sonne oder der Mensch oder der Scheiterhaufen. Er kann sein. Wenn ein Wesen oder ein Ding ihn ahnen muß. Wenn ich in dem Wesen und ich in dem Ding ahnen lasse, daß er ist. Gott wird immer durch meine Schlechtigkeit. Das ist meine Güte. Gott wird immer durch der Menschen Sünde. Das ist meine Bestimmung. Ich bin der Passionsweg des Menschengebetes. – Nicht du, kleiner Bruder. Und nicht jener Größere, der das Menschengebet des Leides war und sein wird. Jenen liebe ich, weil er mir hilft, von seinem Gegensatz her. Deiner Seele streichele ich die Vergeblichkeit und freue mich ihrer im Namen meiner Menschen. – Jeder Tag hat seinen Heiland. Du warst vier Jahre der Antichrist und griffest zuerst nach den Sündern. Ich ließ es

lächelnd. Dann griffest du nach der Schönheit deiner Zeit, spieest meinen Menschen ins Gesicht und in die edlen Werke, wurdest Antiluzifer. Man strangulierte und verbrannte dich. – Du bleibst nicht allein in dem Geschehen der Jahrhunderte, Fra Girolamo; so wenig wie du der erste bist. Gott, ich und die schönen Menschen, wir alle, die wir lichtvoll sind, bedürfen der Opposition des Schattens. Das ist unser Fluch in Ewigkeit. Der kleine Schatten kann ein Savonarola sein – und doch klärt er sich noch zum Gewinst für mich und die Menschen –, kann jede Düsternis der Seele sein, die zu weit wird; der große aber ist: Krieg, Krieg, Krieg! Das ist die Dämmernis, die sich quer durch unsere Dreiheit schlägt und mich von meinen Menschen trennt, die Gott isoliert und unwirksam macht. Und Jesus ertrinkt in ihr. Jesus stirbt in jedem Krieg von neuem und einen schlimmeren Tod als auf Golgatha. Krieg ist das Fassungslose, die unsägliche Umkehr allen Sinnes und aller Bejahung. Krieg ist die Not meines Atems, würgendes Fragezeichen hinter Gott und Mensch. Krieg ist die Faust, die mich Kerze zerpreßt und all meinen Widerstand im Menschen umstülpt zum Recht des Mordes. Hände, die ich zur Helle, zum tapferen Griff gegen das zu dunkle Morgen, zum Hobeln des zu gottgroben Lebens und zum weisen Sterben schuf, fallen in Blut und zersetzen sich an dem, was sie erfüllt. Hirne, die ich dämo-

nisch fassettierte, damit sie über die Risse des Atems blinkten, die Straßenschäden des Glaubens überglänzten und den Kantenregen des Augenblicks klüglich einfingen, schlagen tölpisch ineinander oder bedenken Möglichkeiten, sich gegenseitig auslaufen zu lassen. Augen, die sahen: Farben, Freuden, Sonnen, Kruzifixe, Menschen und die lustvollen Verschleierungen des Unharmonischen, ein Stückchen des Weges vor sich, ein kleines des Weges hinter sich und viele viele Kinder, – Augen, die sahen, zittern mit den Lidern und zielen Tod in die des Nächsten. Sittlichkeit, von mir gestützt und durch Vergehen vertieft, wird abgeworfen wie ein Nesselkleid, Schönheit verhöhnt, so sie nicht athletisch gebaut ist, und Liebe dem Hochverrat gleich. Jemand, auf dieser und der anderen Seite an der Spitze, hebt den Arm, – und tausend Mütter schreien nach dem Warum des Gebärens, tausend Frauen flackern mit weinenden Tüchern in ihre Unvollendung, tausend Kinder lächeln nutzlose Beschämung in den Tag. Tausend Männer brüllen den Atem hinaus! Und die Geschichte blättert sich grausam und eifrig raschelnd um, nicht wissend, warum die Menschen so groß sind, daß sie sie vergessen.

Savonarola

Und Ruhm, Sieg, Macht, Sonne der Eroberung, Triumph neuer Gebiete und erzwungener Menschen? – –

Doch ich sage die hellen Worte matt, und mir ist als rede ich töricht. Sprich: sie sind nichts! Sind nur die Schlagschatten ihrer großen Negationen! Was ist Ja und was ist Nein! (Ausbrechend) Herr!! Was ist Ja und was ist Nein!! Löse mich von mir, daß ich weiß, wer ich war! Löse mich von meinen Zwecken, selbst von Gott, damit ich sie und ihn und mich ahne! Laß mich in dir eingehen, in dein dunkel-helles Licht! Gib mir einen Standpunkt! Nec frustra vixisse videar!

Luzifer

(lächelnd)

So wenig vergeblich wie jede Summe eines Lebens, und so vergeblich wie die Wut in dir. – Als mich Jehova böse in den Gegensatz stieß, klammerte ich mich vor dem unendlichen Fall an einen kaum erwachten Nebel. Der strebte in großer Angst zur anderen Seite und zerrann haftend um Gottes Knie. – Lasse den Menschen los, sprach der Alte und hob die Hand. Meine Schwere aber, in das Wesen verkrallt, riß es entzwei und unter sich. So zerschellte ich nicht, sondern wurde vom menschlichen Werden geruhsam zu mir selbst getragen. Der Herr, im Zorn auf mich, gab seiner Nebelhälfte Vieles und schickte sie hinab auf die Erde; ich gab der meinen dankbar mich und sandte sie hinauf zur andern. Das ist eure Synthese. Du

bist als Mensch die Summe einer Reihe, der Zusammenfluß von Ja und Nein: zur Hälfte von mir gestiftet; und als Eiferer ein rasender Kreis um dich Mensch, um Gut und Böse, um Gott und mich; als Mittelpunkt nicht dich und nicht mich und nicht Gott: sondern Sehnsucht. Was soll ich um der anderen Hälfte willen mich von dir abziehen und dich unkenntlich machen? Oder warum sollte ich dich reformieren? Oder warum dich zu mir nehmen? – Ich habe mit dir geplaudert. Du hattest etwelchen Nutzen davon und einige Aufregung. Gehe jetzt in Frieden deinen Weg zu Gott.

Savonarola

(zögert gesenkten Kopfes, greift mit Fingern und Lippen nach unsäglichen Worten und geht dann schwere Schritte zur Seite).

Luzifer

Savonarola!

Savonarola

(mit schneller befreiter Wendung)

Herr!

Luzifer

Sage Ihm, daß ich dich Toten Liebe lehrte.

Savonarola

(auf die Knie gerissen und mit sehnsüchtigen Armen zu ihm hin, leise)

Ecce – – –

Aufgellende Pansmusik überhallt das letzte Wort. Töne und Mondlicht umschwingen Luzifer und werden blasser, weil er nicht mehr sichtlich ist. Einer letzten Flöte Mänadenlächeln geht mit Savonarola bis zum Eingang seines Weges. Schon sind die Farben nicht mehr. Müde Nebel erfüllen die Szene. Schweigen.

F I N I S

Inhalt

Neue deutsche Romane

Hermann Sinsheimer, Peter Wildangers Sohn. Roman. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—

Ein in unserer jüngsten Literatur oft behandeltes Thema bildet den Vorwurf zu Sinsheimers neuem Roman. Der Kampf des Sohnes gegen den Vater wird hier geschildert, das Ringen des Revolutionären und des Reaktionären miteinander. Eigenartig neu in ihrer eisernen Konsequenz ist die Lösung, die Sinsheimer seinem Problem zu geben weiß.

Ernst Weiß, Mensch gegen Mensch. Roman. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Ernst Weiß ist heute einer unserer stärksten und bedeutendsten Prosaisten. Er hat das große Format, das alle Gegenwartsliteratur überdauert. Sein neuer Roman, der in einem gewaltigen Crescendo zu den letzten erreichbaren Höhen menschlicher Tragik, dem Kampf zwischen Physis und Metaphysis aufsteigt, ist der Wegweiser zu einer neuen bahnbrechenden Kunst.

Otto Zoff, Der Winterrock. Roman. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—

Dieser Roman des jungen österreichischen Dichters erinnert an die großen Russen. In einer durchaus neuartigen Form werden erschütternde menschliche und soziale Probleme dargestellt und in einem großen Sinne, dem des Evangeliums, gelöst. Ein tief ergreifendes Buch.

Max Fischer, Der Antichrist. Roman. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Ein Zukunftsroman. Mit dem Ausbruch der Revolution setzt er ein; in bunten üppigen Bildern erleben wir den Zusammenbruch der alten Ordnung und das grauenhafte Chaos der von keiner Zucht mehr gebändigten Menschheit. Mit atemloser Spannung liest man diesen Roman, in dem Geschehnisse sich auf Geschehnisse drängen: es ist, als eröffne sich das Geheimnis der Historie der kommenden Zeiten.

3.50